

Sie tat es und lehnte sich an das kunstvoll geschnitzte Geländer. Das ganze gemütliche Interieur mit dem Erker hinter ihr übte eine eigenartig wohlthuende Wirkung auf sie aus: Die prachtvolle geschnitzte Truhe mit den weichen, warmen Kissen, der niedrige, schwere Tisch und das Regal, das voll alter Folianten stand.

„Hier sitzen Sie sicher auch selbst sehr oft und freuen sich über alle Ihre schönen Sachen“, sagte sie . . . als Übergang zu etwas ganz anderem.

„Richtig“, lächelte er. „Aber Sie sind hungrig und ich nicht weniger. Vielleicht sollte ich mal nach Rice schauen.“

„Sie sind wahrscheinlich gewohnt, sehr spät zu essen, nicht wahr?“

„Ja, dann und wann!“

„Dst vielleicht! Ich meine: ein Künstler, wie Sie, geht wohl viel aus. Und verkehrt in den verschiedensten Kreisen, bei hoch und niedrig . . . privat und in öffentlichen Lokalen . . .?“

„In öffentlichen Lokalen? Sie meinen Theater und . . .“

„ . . . und auch in Klubs?“

„In Klubs?“

Es lag etwas Forschendes in ihrer Frage. French war, als ob er vor Gericht vernommen würde.

„Ich verkehre nur in meinem eigenen Klub“, sagte er. „In dem der Bildhauer.“

„In keinem anderen?“ Ihre Stimme zitterte leise. French schüttelte den Kopf.

„Ich habe mir vorgestellt, daß ein Verein, wie zum Beispiel der „Coeur-ist-Trumpf-Klub“, von allen Künstlern frequentiert würde.“

„Der „Coeur-ist-Trumpf-Klub“? Ich habe diesen Namen überhaupt noch nie gehört. Kennen Sie ihn?“

„Ich kenne ihn nur vom Hörensagen, sonst nicht. Es wird dort getanzt und gespielt.“

„Klavier?“

„Nein, Karten! . . . Bridge, Hazard und dergleichen.“

„Ich danke, dann hat er für mich keinen Reiz. Ich rühre nie eine Karte an.“

„Niemals?“ Ihre Frage hatte einen schicksalschweren Klang.

Er fühlte es und wunderte sich.

„Nein, wenigstens seit Jahr und Tag nicht mehr.“

„So, dann muß ich ganz jahh unterrichtet sein“, sagte sie langsam und sah von ihm weg.

„Wie so?“

„Oh, jemand erzählte mir, daß Sie vorgestern . . . Es war, als ich sagte, ich wolle die Stellung bei Ihnen suchen . . .“

„Daß ich vorgestern . . . was?“

„Ja, daß Sie vorgestern gespielt hätten . . . gerade in jenem Klub . . . und daß Sie gewonnen hätten . . . über hundert Pfund in einem einzigen Spiele.“

French betrachtete sie mit wachsendem Erstaunen:

„Ich sollte . . .!, aber wer in aller Welt hat Ihnen das erzählt?“

„Oh, das ist ja einerlei! . . . Aber der Betreffende hat scheinbar die Namen verwechselt.“

Sie schaute immer zur Seite, aber er merkte ihr trotzdem an, daß sie aufgeregter war. Warum? Doch nicht wegen des Spielens?

„Ja, das hat er unfeugbar“, lächelte er. „Ich war es unter keinen Umständen . . . Aber rücken Sie doch näher an den Kamin heran, daß Sie richtig durchwärmt werden. Ich laufe dann hinunter, um Rice etwas Dampf zu machen.“ Er führte sie selbst zum Kamin.

Sie machte einen schlaffen und gebrochenen Eindruck, so daß er sich veranlaßt sah, sie wieder zu stützen.

„Sie werden doch nicht wieder ohnmächtig?“

Sie schüttelte den Kopf; ein bleiches Lächeln stahl sich über ihr Gesicht.

„Ich bin nur müde und . . .“ Sie sah plötzlich bewußt zu ihm empor und sah ihn sekundenlang forschend und durchdringend an.

„Warum sehen Sie mich denn so an?“ fragte er verwundert.

„Oh, ich mußte nur an . . .“ Sie vollendete den

Satz nicht, kauerte sich in dem Stuhle zusammen, in dem er sie untergebracht hatte . . .

Kurz darauf war sie wieder allein! Zum zweitenmal in dieser Nacht in diesem Hause!

*

Als er nach einer Viertelstunde mit dem Diener zurückkehrte, sah sie noch so wie er sie verlassen hatte in den großen Sessel geschmiegt, nahe am Kamin.

„Hier ist endlich Rice mit dem Essen!“ lächelte er und warf geschickt einige große Eichenklöße auf das Feuer. „Wir wollen doch lieber nicht frieren, nicht wahr? Und hier ist's verdammt kalt!“

Sie nickte nur, aber er bemerkte, daß sie plötzlich zusammenschauerte. Das Rot kam und stoh aus ihren Wangen. Und, weiß Gott!, eben ging ein Frösteln durch ihren Körper!

Woher kam plötzlich der Lustzug? Er sah sich spähend um; sein Blick blieb an dem Fenster oben im Erker hängen.

„Sie haben doch nicht das Fenster da aufgemacht?“ Sie schüttelte krampfhaft und energisch den Kopf.

„Aber da liegt ja Schnee auf dem Fensterbrett und auf dem Boden!“ setzte er seine Untersuchung fort und wandte sich ihr erstaunt wieder zu.

Sie hob als Antwort kaum die Schultern . . . Rice hatte mittlerweile einen kleinen Tisch gedeckt. Bill nickte ihm erstaunt zu. „Es ist gut, Rice. Wenn ich Sie noch brauche, werde ich klingeln.“

„Zawohl, Herr!“ . . . Rice machte eine kleine Verbeugung und ging.

„Es ist wirklich merkwürdig.“ Bill konnte das mit dem Schnee da oben im Erker nicht verstehen. Seit

Blick wanderte von ihm zu ihr und wieder zurück. — Aber plötzlich sah er noch etwas, was ihn zusammen-

fahren ließ:

„Wie kommt das wohl hierher?“ Er deutete mit dem Finger darauf.

Und obwohl sie gerade von ihm weggeblickt hatte, schrak sie doch zusammen. Dann warf sie einen Blick auf ihre Schulter — auf sie hatte er hingedeutet.

Sie war voll Schnee!!!! Sie auch!!! —

4.

„Ja, doch“, gestand sie ein. „Ich habe das Fenster wirklich vorhin einen Augenblick offengehabt.“

„Aber warum in aller Welt?“

„Ich wollte nachsehen, ob es noch schneit!“ Er schüttelte besorgt den Kopf.

„Hoffentlich sind Sie nicht zu lange im Zug ge-

standen . . . So, hier ist noch eine Decke. Nehmen Sie sie.“ Er deckte sie sorgfältig zu.

„Und jetzt endlich zum Essen!“ Er bot ihr die Herrlichkeiten an. „Jetzt müssen Sie ordentlich zugreifen,

und den Schnee von den Haaren abschütteln . . . Und keine Fensterguckerei mehr heute nacht, wenn ich bitten darf! Sonst könnten Sie sich eine ordentliche Lungen-

entzündung holen, und das wollen wir doch lieber vermeiden, nicht wahr?“

Sie zuckte die Achseln, müde und mutlos:

„Und wenn schon? Mehr wie sterben kann man nicht . . . Ist das Leben so wertvoll?“

„Für uns, die wir jung und gesund sind, allerdings! und ich fühle mich jung, obgleich ich wahrscheinlich doppelt so alt bin wie Sie. — Für uns ist das Leben trotz allem . . .“

„Oh, ich weiß nicht!“ unterbrach sie ihn. „Ich bin zwar jung und nicht direkt krank . . . aber ich wünsche mir doch manchmal, daß alles vorbei wäre.“

„Sie, in Ihrer Jugend!“ Er blickte sie erstaunt und mitleidig an.

„Ja, was hat das Alter mit dem Leben und dem Tod zu tun. Oder vielmehr mit der Liebe zum Leben . . . oder zum Tod?“

„Na, einen Grund zum Leben hat man doch immer, solange man jung ist: die Hoffnung!“

(Fortsetzung folgt.)

Beim Erwachen.

Heute weckte ein Zwitschern mich aus dem Traum.
Noch rauschen die bunten Bilder
Im ewig stehenden, wunschlosen Raum
Vorüber an mir, da klang ein Lächeln, ein milder,
Hell an mein Ohr.
Ein Vogelgezwitscher vergessener Art,
So freudig, so hoffend, so frühlingstzart . . .
Ich fuhr empor,
Ich starrte zum Fenster hinaus:
Ist der Winter aus? W. Medauer.

Die Kathi hat die Hofen an.

Von Wilhelmine Balthes.

Die Kathi hat die Hofen an. Lange, unförmige, braungelbe Hofen, wie die Sennerinnen sie halt manchmal tragen. Bei der Almwirtschaft im rauhen Gebirge kann man die Mannskleidung gut brauchen. Die Kathi ist nicht schief, wie die meisten Sennerinnen. Sie ist eine von den seltenen, den bildhübschen, blankäugigen, knusperig jungen, wie man sie fast nur alle hundert Jahre mal in den Almhütten findet und wie sie meist nur im Kalender stehen. Schakeln könnte sie zu Duzenden haben, würde jeder gern Sonntags den weiten Steilweg zu ihr hinaufsteigen.

In die Kathi ist halt der Jungbauernsohn von dem Hof, auf dem sie dient, verschossen. Mächtig noch dazu. Franzl heißt er. Die alte Bäuerin drunten auf dem Hof ist seit einem halben Jahr tot, und den alten Bauer hat das so umgenickt, daß er ernstlich daran denkt, den Hof zu übergeben. Wird also der Franzl in nächster Zeit Bauer, und der Alte wird im Austragstüberl sitzen. Keine schlechte Partie, der Franzl. Dabei einer der festesten Burtschen im Dorf. Die Kathi kann sich aber auch sehen lassen mit ihren Sennhosen und auch sonst im Rod. Bildsauber ist sie. Bissel herrisch halt. Dafür spricht schon ihr energischer Gesichtsschnitt, die Art ihrer Bewegungen, ihr seltsam krauses, pechdunkles Haar.

Der Franzl traxelt also eines schönen Sonntags auf die Alm, um mit der Kathi mal ein ernstes Wort zu reden wegen dem Heiraten. Bisher ist nicht viel geschehen. Bissel angestreift hat er sie, wo er sie traf, mal heimlich auch ihre Hand genommen und das Mädchel halt viel angeschaut, immerfort und bei jeder Gelegenheit angeschaut. Ist auch allerhand zu schauen bei der Kathi, gut gestellt, wie die ist.

Die Kathi hat heute noch gar keine Zeit gehabt, sich besonders schön herzurichten, denn auf Besuch war sie nicht gefahrt am ersten Sonntag auf der Alm. Steht sie halt in ihren breiten Sennhosen in der Tür, streicht gerade mit dem Handrücken die Haare aus der Stirn. Da kommt über den Bergbukel einer daher. Der Herrensohn. Auch gut. Ist alles in Ordnung auf der Alm, kann jeder kontrollieren, wer da will. Mit kräftiger Stimme gibt die Kathi ihm das „Grüß Gott“ zurück. Er tritt ein. Will was sagen. Sagt nichts und steht ganz tappig vor ihren großen, schwarzen Augen. Bis sie ihn in die Milchammer führt, ihm die Käse zeigt und die reinlich gehaltenen Butterfässer, und er ihr blühblankes Herdederl sieht und halt alles, was so zur Alm gehört. Zeigt sie ihm die prallen Käselaike, schaut er auf ihren Mund; zeigt sie ihm eine von ihr selbst gezimmerte neue Ofenbank, schaut er nur auf ihren Mund; zeigt sie ihm von der Türschwelle aus die blanken Rinder, die ringsum weiden, schaut er nicht zur Tür hinaus, sondern nur auf ihren Mund. Die Kathi ist keine Verlegene. Sie lacht. Er fragt in seiner bedächtigen Art: „Warum lachst?“ — „No, weil d' mi allweil so anschaut!“ — „Is dir dös zum Lachn?“ — „No, halt . . .“, meint die Kathi. — Er steht betrübt. Die Kathi findet, daß ihm ein Käferl auf der Schulter kriecht und beginnt eine neckische Jagd nach dem Käferl. Dabei fügt es sich halt, daß ein Bussel zustande kommt und daß sie ihm also auf diese Art verhilft, auf jenes Gespräch zu kommen, das er haben will: das Heiraten.

Abends steigt er fertig bergab. Die Geschichte ist abgemacht. Nächste Woche übernimmt er den Hof, und wenn das Vieh von der Alm kommt, im Herbst wird geheiratet. —

Kommt der Herbst und die Hochzeit. Das Brautpaar hat sich die Wochen über nur Sonntags gesehen, denn die Kathi war bis zulezt auf der Alm. Und Sonntags, da war des verliebten Getues so viel, daß zum Studieren der gegenseitigen Charaktere nicht viel Zeit blieb. Der Jungbauer ist ein Schwere, Bedächtiger, die Kathi ein Quedsilber und herrisch wie ein Hahn. Als Ehefrau möchte die Kathi halt auch die Hofen anhaben. Und er, verliebter mit jedem Tag, ist weich wie Wachs und läßt sie kommandieren. Ist ja im Winter nicht allzu viel zu tun auf dem Hof. Kommt dann die Saatzeit und die Kathi redet viel drein,

sagt er ihr einfach: „Wt, scho amal!“ pappt ihr einen Kus auf und geht, macht, wie er es will. Aber die Kathi hat in der Wirtschaft überall halt doch die Hofen an. So sehr schon, daß Knechte und Mägde sich in die Seiten stoßen und tuscheln. Was läßt sich der Bauer so kommandieren? Ist er nicht stark wie ein Baum und gescheit genug, zu tun, wie er's versteht? Nur, weil sie zwei so pechschwarze Gucker hat und ein strammes Gestell, läßt er sich gängeln. Auch der Alte im Austragstüberl heht: „Gehord'n muach dös Weib! Moane hat's konnt. Doane kann's nit! Lern's ihr! Bläu ihr's ein, wenn's sein muach!“

Der Franzl lacht. Es kommt die Zeit, wo das Vieh auf die Alm soll.

„Zeh' geh' i übere Sommer auf!“ sagt die junge Bäuerin.

„Dös tuast nit!“ sagt mit Entschiedenheit der Franzl.

„D' Kesi und der Peter geh'n auf!“

„Dös könnt sehl'n! Denen geh'n sicha a paar Stück Vieh ein! O naa! Wenn wer auf d' Alm aufgeht, so bin i's! Red du mir niz drein! Dös is ausgemacht und fertig!“

„Auf der ganz'n Welt geht la Bäuerin mit auf d' Alm! Da bleibst!“ sagt der Franzl laut.

„Wächt' i sehl'n!“ Sie lacht ihm geradewegs ins Gesicht. Seit wann hat denn er was zu reden?

Wie das Vieh hinaufgetrieben wird, ist noch vor dem Hause ein Streit. Der Peter und die Kesi haben sich schon gerüfelt, aber die Bäuerin befiehlt ihnen das Dableiben und geht mit dem Hirtenbuben und dem Vieh auf den Berg. Der Bauer poltert, und sie poltert zurück. Droben richtet sie sich in ihrer Almhütte ein. Fährt in die breite Sennhose — gut paßt die noch, sie ist in ihrer Ehe nicht nennenswert in die Breite gegangen. Wie sie einen Tag oben ist, kommt der Mann.

„Abi kummst!“ sagt er, als er die Tür kaum aufgerissen hat.

„Im Herbst!“ sagt sie ruhig.

„Abi kummst!“ wiederholt er schreiend. Geschrien hat er noch nie.

Die Kathi schaut ihn böse an: „Sei stad!“ — „Kathi! Leht's moal: Abi kummst!“ — „Stad sollst sein!“ — Hupp, hat er sie gepackt, in ehrlicher Wut, und tut halt, was uralte Bauernregel ihm rät: er bläut ihr den Gehorsam ein. Abers Knie hat er sie gelegt wie einen Buben, die glatt gespannte Sennhose ist eben recht für die Prozedur. Die Kathi war erst ganz bass, daß sie aufs Schreien vergaß. Erst als sie merkt, daß es handfester Ernst wird und schon unerhört weh tut, schreit sie los. Es hilft ihr nichts. Was der Franzl tut, das tut er gründlich. Und daß „es“ mindestens so lange dauern muß, bis man ohne Eile fünf und zwanzig herzählt, das ist wichtig. Denn nur bissel draufklapfen, das hilft nicht. Es muß gute Arbeit sein. Erst bei genau fünf und zwanzig stellt er die Kathi wieder auf die Füße.

„So. Und jetzt gehst in d' Kammer eini, ziehst dir aan ordentlichen Rod an und kummst mit mir abi!“

Mit offenem Mund und tropfenden Augen schaut die Kathi ihn an. Es scheint anders zu werden von jetzt an.

Der Franzl steht breitbeinig und wischt sich mit dem Armel den Schweiß von der Stirn. Ganz kleinlaut zieht in der Kammer drinnen die Kathi die Hofen aus.

Der Pechvogel.

Eine heitere Geschichte aus dem Salzammergut.

Von Hans Wieland.

Kadlmann, Reisender bei der Textilfirma Hirschfeld und Co. in Wien, muß jeden Monat auf vierzehn Tage in die Provinz fahren.

Als er einmal im Salzburgerischen weilte, in einem sehr kleinen Flecken, wo weder die Eisenbahn fährt, noch ein regelmäßiger Autobusverkehr die Verbindung mit der Stadt aufrecht erhält, beschließt er nach stundenlangem Warten, zu Fuß in die nächstliegende Ortschaft zu gehen, um sich von dort mit dem Postomnibus nach Salzburg befördern zu lassen. Müde und hungrig kommt er am Posthalter an, löst sich eine Fahrkarte, und da bis zur Abfahrt des Autobusses noch eine Stunde Zeit ist, geht er in den nahegelegenen Gasthof und bestellt ein ausgiebiges Nachtmah.

Plötzlich ein lautes Hupensignal. Kadlmann springt auf, kürzt ans Fenster, saukt zum Tisch zurück, ergreift seinen Mustertopfer, wirft drei Schillinge auf den Tisch und verläßt spornstreichs das Lokal.

In diesem Augenblick fährt der Autobus ab.

„Halt!“ schreit da Kadlmann. „Ich fahre mit!“

Der Chauffeur schüttelt mit dem Kopf.

„Bedauere — alles besetzt!“

„Was heißt das?“ prustet Kadlmann atemlos hinterher.

Hier ist meine Fahrkarte — bitte, Sie Nummer Sieben!
Der Kerl, der auf meinem Platz sitzt, soll aussteigen!

„Das gibt's nicht. Hier steigt ein, wer will, und zahlt im Wagen. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“

Der Chauffeur sagt's, reißt den Schalthebel herüber, gibt Gas, — und im Nu ist der Autobus verschwunden.

Entrüstet stürmt Kadlmann an den Postkalter, um sich zu beschweren; doch auch hier erhält er die lakonische Antwort, daß es immer so gehalten worden ist, und daß man ihm nicht helfen könne. Kadlmann, empört, in dem Kiste bleiben zu müssen, entwirft eine Beschwerdefchrift und sendet sie an die Landesregierung.

Obgleich das Schreiben mit seiner genauen Adresse unterzeichnet ist, erhält er monatelang keine Antwort, und die ganze Geschichte entfällt seinem Gedächtnis, bis er wieder einmal in denselben Ort kommt.

„Holla!“ sagt er sich. „Hier war es, wo ich trotz Fahrchein nicht mitgenommen wurde; diesmal will ich praktischer sein!“ Lange vor der Abfahrt wählt er sich den besten Platz und läßt sich darauf nieder. Der Wagen füllt sich. Es kommt ein Herr und findet keinen Platz mehr. „Aha“, denkt sich Kadlmann, „es geht dem, wie es mir gegangen ist“, und lacht schadenstroh vor sich hin.

„Die Fahrcheine, meine Herren“, nähert sich der Chauffeur.

„Alles ist damit versehen, nur Kadlmann nicht.“

„Aussteigen, mein Herr! — Hier dieser Herr hat Nummer Bier!“

„Erlauben Sie“, bemerkt Kadlmann, „Sie sagten mir vor einiger Zeit, man zahle im Wagen, und wer zuerst komme —“

„Ja, das war früher; aber da hat sich ein dummer Kerl beschwert, und seitdem ist es anders!“

Und wieder einmal fuhr der Autobus ohne Kadlmann nach Salzburg.

Der Elefant, den ein Zwirnsfaden bindet.

Eine Parabel von Max Hahel.

Wenn die großen afrikanischen Elefanten gefangen werden, bindet man sie an Pföcke, die so stark sind, daß sie die Flucht der gewaltigen Tiere zu hindern vermögen. Gelangt dann so ein Elefant in einen europäischen Zirkus, so ist eine Bindung kaum noch nötig. Der Pflock wird angedeutet und die Schmir, die den Elefanten bindet, mag brüchig und schwach sein, ja, es wäre zu wagen, einen Zwirnsfaden zu verwenden. Denn der Elefant hat von der Zeit her, da er noch mit einem mächtigen Seil gebunden war und ein unentwurzelter Pflock ihn hielt, die feste Erinnerung behalten: „Wenn du einmal gebunden bist, ist jeder Fluchtversuch vergeblich!“ Er hat das Gedächtnis an die Bindung durch das Seil behalten und kann das Seil von damals von dem Zwirnsfaden von heute nicht unterscheiden.

Der Elefant ist ein kluges Tier, er gilt als der klügsten eines — aber er leidet an Zwangsvorstellungen. Das geht aus dem, was hier gesagt wurde, deutlich hervor.

Als ich die Geschichte hörte, machte sie mir den größten Eindruck. Denn ich ercappte mich darauf, von Zwirnsfäden gefesselt zu sein und seit Jahren keinen Versuch unternommen zu haben, sie zu zerreißen. Und ich sah meine Mitmenschen, kräftige, gewaltige Leute, Männer und Frauen, von Zwirnsfäden gebunden, treu und unbeweglich auf ihren höchst unbehaglichen Posten ausharren, als ob das so sein müßte und eine Befreiung gar nicht in Frage käme. Ja, ich sah eine Menge Menschen von Zwirnsfäden festgebunden, eingeschlafert von dem Zwangsbilde: „Mich halten Seile! Ich kann nicht fort! Ich bin schwer gefesselt! Jeder Fluchtversuch ist vergeblich!“ Ja, ich sah eine ganze Menge Menschen in solch ergebenem Duldertum, die Zwirnsfäden lose um die Knie gelegt, den Pflock kaum befestigt im Boden.

Was waren das für Zwirnsfäden?

Ich sah Gewohnheiten, Hemmungen, Vorurteile, Autohypnozen, Feigheiten, Schüchternheiten, Umgangsformen, Etiketten, ich sah Selbstbelästigungen, Höflichkeiten, Verzicht, falsche Scham, Furcht vor Verlust der „Haltung“, Klassenstolz, Klassenscheu, ich sah ganz alte, abgebrauchte Zwirnsfäden, die sich aber dennoch erstaunlich stark und haltbar zeigten, wie Kastendünkel, Standeshochmut, Familienstolz — und sie hielten die Menschen gefangen und baunten sie und hemmten sie und hinderten sie, freie Menschen zu sein, wie jener Zwirnsfaden den Elefanten hinderte, ein freier Elefant zu sein. Weil er einmal, in seiner Jugend, ein gebundener Elefant gewesen war — wie diese Menschen bis heute gebundene Menschen geblieben sind.

Vielleicht lassen sich so ein paar zähe Zwirnsfäden, die uns anhängen, doch zerreißen, damit wir im Leben hinauszuweichen können, frei und ungebunden, anderen und uns die Erfüllung! Vielleicht doch!

Neue Bücher

* Johannes Schud: „Die Elendssterze.“ (Verlag Josef Müller, München). Auf 21 knappen Seiten, buchstäblich übrigens ganz hervorragend ausgestattet, erzählt Johannes Schud eine Hexengeschichte aus dem Würzburgischen, voll straffster Kürze und doch mit einem über den Zeilen liegenden Etwas, das die Not eines ganzen Zeitalters, das Geschick eines unschuldigen Mädchens, die stille Frömmigkeit vertrauter Kirchenecken, das wehmutsvolle Verzichtens des Herzens, den Blütenstimmiger reiner und unerfüllter Liebe, aber auch das schöne Licht der langsam vertropfenden Elendssterze und des blühenden Menschenlebens in sich beschließt. Meisterlich ist das alles zu einer Novelle gestaltet, die lange nachklingt, wenn man längst das stimmungsgeladene Werkchen aus der Hand gelegt hat. Dr. K.

* „Flamme aus Spanien.“ Der Roman des Ignatius von Loyola von Erwin Weill. (Verlag „Das Bergland-Buch“, Deutsche Vereins-Druckerei, AG., Graz). Der Roman beginnt mit der frühesten Jugend Inigo de Recalde auf Schloß Loyola, führt über Schloß Arevalo, an den spanischen Königshof mit seinem düsteren Prunk, läßt die hellen und dunklen Mächte erkennen, die diesen jungen Menschen formen, geleitet ihn nach einem unglücklichen Zweikampf mit seinem Freunde in das verfallene Schloß seiner Väter, als irrenden Ritter durch Spanien und zuletzt an den Hof des Vizekönigs von Navarra, des Herzogs von Najera. Früh offenbaren sich wunderbare Kräfte in dem Knaben, aber er muß erst zum Manne reifen, ehe er zu der Erkenntnis kommt: Es gibt nur eine Macht: Gott, nur eine Waffe: Das Kreuz. Und nun erst wandelt er sich zum Glaubenskämpfer, zum Führer der Kompanie Jesu, aus der zuletzt der mächtige, seinen Einfluß über die ganze Welt erstreckende Jesuitenorden entsteht.

* Oskar Fellinet: „Die Seherin von Daroschitz.“ (Paul Jolnan-Verlag, Wien IV). Die auf knappem Raum spielende Erzählung schildert, von den Vorbereitungen für eine Hochzeit ausgehend und zu diesem zurückkehrend, den Weg der jungen blinden Judith, deren seelische Grundkräfte — tiefste Gläubigkeit und seherische Macht — sie zu wunderbar rettender Tat und zu gewaltiger Untat führen. Im kühnen dichterischen Bogen der zugleich psychologischen und balladenhaften Entwicklung werden die verschiedensten menschlichen Typen sichtbar, von lebenskluger Liberalität bis zur wuchtiger Volkskraft. Sie alle jedoch überhöht geistig der in qualvoller Zweifelszerrüttung zur Weltreligion strebende Seelsorger der Gemeinde, dem die bibelstrenge Seherin Judith, die ihn unglücklich liebt, einen sie selbst mitreisenden flammenden Untergang bereitet.

* Vargas Vila, „Die neunte Sinfonie“ (Eden-Verlag, G. m. b. H., Berlin W. 62). Was Vargas Vila an geschliffenen Aphorismen über den Leser ausschüttet, interessiert als eine je nachdem urwalbarig wuchernde oder partiarig gestuhte gedanklich-sprachliche Vegetation. Aber das ist nicht die Hauptsache. In dem ganzen Werk grollt es — stärker als die oft darin ertönende Flöte Pans oder die „Neunte Symphonie“ des jungen Trägers der Handlung — wie nahende Götterdämmerung. G. H. Neuendorff hat das Buch mit bekannter Einfühlung in die deutsche und sehr eigenwillige spanische Sprache des Autors stilgemäß übertragen und eine aufschlußreiche Einführung in das Schaffen Vargas Vilas beigezeichnet.

* „Die Gemeindegewählten.“ Anleitung für die Praxis. Die Vorbereitung und Durchführung der Wahlen erforderte die Beachtung einer großen Zahl von gesetzlichen und Verwaltungsvorschriften, die noch dazu zum Teil bis in die jüngsten Tage hinein geändert worden sind. Eine praktische Anleitung zur Vorbereitung und Durchführung aller dieser Wahlen entspricht daher allgemeinem Bedürfnis. Rechtzeitig ist im Landgemeindevorlag eine Broschüre: „Die Gemeindegewählten“ erschienen. Sie berücksichtigt nicht nur die neuen gesetzlichen und Verwaltungsvorschriften, sondern verwendet bereits auch die seit den letzten Gemeindegewählten ergangenen kommunalrechtlichen Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichts. (Landgemeindevorlag, G. m. b. H., Berlin, W. 9).